



LITERATUR IN DEN SPRACHEN BERLINS 2024

Anna Melikova **Lieder aus dem Totenreich** **(Auszug)**

Aus dem Russischen von Irina Bondas

Das genaue Jahr war wohl eher unwichtig. Oder genauer: die Zeit. Die Zeit des Jahres. Der Frühling. Die Natur schuf wieder einmal eine Illusion, als wäre die Liebesmüh nicht vergeblich. Als würde das Feuer dieser Liebe sich nicht in Rauch auflösen. Das wiedergeborene Leben erstarren und für immer bleiben. Nichts sterben. Alles zählte, so wollte es scheinen. Alles musste aufs Spiel gesetzt werden. Alles blühte.

Ich fand ihn zufällig.

A. arbeitete als Übersetzer. Wobei es richtiger wäre, zu sagen, dass er einfach übersetzte. Ohne zu arbeiten. Das Wort Arbeit verspürte neben ihm Unbehagen. A. verachtete Arbeit für ihre allgemeine Notwendigkeit und verblödende Wirkung, wie er es ausdrückte. Deswegen übersetzte er also ohne zu arbeiten. Er befasste sich ausschließlich mit verstorbenen französischen Autoren und ausschließlich mit solchen, die er hätte lieben können, wenn es sich anders gefügt hätte, wenn sie noch gelebt hätten, wenn er sich angeschickt hätte, nach Frankreich auszuwandern, wenn niemand etwas versäumt oder überstürzt hätte, wenn es nicht gekommen wäre, wie es eben kommt. Während des Übersetzens häufte er alles Mögliche in seiner Wohnung an, was auch nur im Entferntesten damit zu tun hatte: Fotos ihrer Häuser und Geliebten, Listen von Verlagen, Memoiren Angehöriger, Notizen vom Sterbebett, ihre letzten Worte, Audioaufnahmen ihrer Stimmen, Porträts, Ringe, den ihren ähnlich. Seine Übersetzung war der einzige mögliche Liebesakt. An den Leser dachte er dabei nie. Ein fremder Dritter in der Liebesbeziehung – wem würde das schon gefallen? Und doch: Als ich, nachdem ich zufällig seine Adresse gefunden hatte, ihm schrieb, dass ich gerne noch vor seiner Veröffentlichung den von ihm übersetzten Roman lesen wollte – vom Wahn reicher weißer Franzosen unter der sengenden Sonne des armen, nach Schluff und Safran riechenden Kolkatas, ein nicht enden wollendes Lied, das mit aufdringlichem Refrain von den Seiten erklang, die Erwartung eines Schreis – antwortete er. Er schrieb irgendetwas von einem frischen Manuskript mit handschriftlichen Notizen und schlug ein Treffen vor, damit er den ausgedruckten Text persönlich übergeben und einen Blick ins Gesicht der Person werfen konnte, die mit solcher Ungeduld das Objekt seiner Anbetung lieben wollte, dem er das gesamte vorhergegangene Jahr seines Lebens gewidmet hatte. Es geschah im Frühling. Es war wieder möglich zu gehen. Nicht irgendwohin, sondern umher. Das zu umgehen, was nicht erzählt werden sollte.

Wir trafen uns bei Tageslicht am Ausgang der Metrostation Kusnezki-Brücke. Die erste Konfrontation unserer Gesichter wurde zur letzten Ungeniertheit. Anschließend werden wir uns verstecken: zuerst im Schatten, dann in der Dämmerung, danach in der nächtlichen Unsichtbarkeit. In Ecken, dunklen Cafés und später in alten Wohnungen,

in denen ich mir eher einen Rausch antrinken werde, als ihn gründlich zu betrachten. Die kurzzeitige Nüchternheit legte Verbote auf. Als wäre es Wasser aus der Lethe, schwemmte uns der Wein fort, radierte die Erinnerung aus, schuf eine andere Realität – die, in der wir möglicherweise eine andere Vergangenheit hatten. Andere Namen. Gesichter. Umstände. Im Grunde konnte ich mich kaum an ihn erinnern. Wusste nicht, wie er aussieht. Lange Zeit war der Gesamteindruck, den seine Erscheinung während des ersten Treffens im Tageslicht hinterlassen hatte – seine hohe, hagere Gestalt, die hellen Haare, die schwarze Kleidung und etwas großspurige Art – mein schärfster und klarster Eindruck, der Blick von außen, und damit nicht von mir, also verfälscht. Wenn jemand in meiner Anwesenheit seinen Namen nannte, hatte ich genau diesen ersten Eindruck vor Augen. Wenn ich für mich alleine an ihn dachte, sah ich Dunkelheit. Er hingegen, der sogleich feststellte, ich hätte blaue Augen und schwarzes Haar, wiederholte es immerzu. Immerzu versuchte ich richtigzustellen, dass meine Augen eher grün und mein Haar kastanienbraun waren. Aber er blieb stur und ich gab auf. Ja, ich hatte blaue Augen und schwarzes Haar. Genau wie im Buch von Duras, das er übersetzte.

Anfangs gab es nichts, was auf den Tod (im Gegensatz zum Leben) von A. hindeutete. Im Gegenteil. Als wir uns kennenlernten, hatte er an allem ein reges Interesse. Stundenlang konnte er aufzählen, was er gerne mochte. Über Empfindungen zu reden. Über die Überlegungen, die diesen Empfindungen folgen. Den Unterschied zwischen der russischen und der französischen Sprache zu erklären. Vor mir das Herbarium seines Gedächtnisses auszubreiten, das sich vor meinen Augen mit Leben und Gerüchen füllte. Atmen Sie tief ein, wies er an. Riechen Sie das? Das ist der Geruch von Waldrosmarin. Irgendwann werden Sie verstehen, was mir diese feinen Zweige bedeutet haben. Dann fing er an, mir Fotos von Friedhöfen, fremden Grabsteinen, Moos, Ruinen, abgebrochenen Engelsflügeln und windschiefen Kreuzen zu schicken. Geschichten über greisenhafte Omas mit langem grauem Haar zu erzählen. Vergessene Arien aufzulegen. Alte, hinfällige Häuser zu zeigen, verlassen, nahezu ausgestorben. Das Vergängliche zu genießen. Aber all das nur beiläufig, nebenher – erwähnt, aufgekommen, versehentlich fallengelassen, stets begleitet von

Scherzen, die von der Bedeutungslosigkeit allen Geschehens überzeugen sollten. Er lachte viel. Zu viel sogar. Dieses Lachen, das nur vom gegenüberliegenden Ufer herüberwehen kann. Von einem Ufer, auf dem es nichts mehr zu verlieren gibt, auf dem alles bereits genommen wurde. Diese Mittellosigkeit, diese Unmöglichkeit jeglichen Verlustes, die Vergeblichkeit jedes gelegentlichen Diebstahls – all das rief bei ihm maßlose Heiterkeit hervor. Ein schallendes Echo im leeren Raum – so klang sein Lachen.

Manchmal vereinigte sich unser Lachen. Zum Beispiel, als wir herausfanden, dass wir uns für dieselben berühmten Frauen begeisterten. Schöne, ferne, unmögliche. Ich wollte sie lieben, er wollte sie sein. Für sich selbst und für die Männer, die er liebte. Die gewohnte Ausrichtung unserer Gefühle hielten wir nicht lange vor einander geheim. Die Tatsache, dass wir beide zu etwas hingezogen waren, was uns selbst eigen war, hatte uns sofort näher gebracht. Nachdem wir die Gefahr amouröser Leidenschaften zwischen uns ausschließen konnten, wurden wir ganz offen miteinander. Wir erzählten von unseren Gefühlen ohne Vorbehalte, Auslassungen, Anspielungen. Wir sagten einander Dinge, die sonst nur ohne Zeugen im Flüsterton über die Lippen gehen. Wir traten an die Grenzen des Zulässigen heran und manchmal überschritten wir sie ... Mit der Zeit wurde das Lachen seltener. Und noch seltener. Es war etwas entstanden, dessen Verlust Angst machte.